

Der Schatzgräber.

Eine heitere Sylvestergeschichte von Fritz Brentano.

Nun war der alte Kapellbauer schon fast drei Jahre tot und Monika, die junge Bäuerin, war noch immer Witwe.

Die Monika kam als blutjunges Ding auf den Kapellenhof, seit uralten Zeiten so geheißen, von wegen einem alten, halberfallenen Gebethaus, das auf dem Grundstück des Bauern stand, und längst nicht mehr im Gebrauch war. Sie war eine Witwe. Unter Kummer und Sorgen hatte die arme Mutter ihr Kind, die Monika, aufgezogen und als dieses achtzehn Jahre alt und eine gar hübsche und brave Magd auf dem Hof des Quainten geworden war, da hatte die alte Jenzi, ihre Mutter, sich hingelegt und war gestorben, nachdem sie noch dem Kapellbauer wenige Minuten vor ihrem Ende gar herzbrechend ihr armes Waisel empfohlen und ihn beschworen hatte, darüber zu wachen, daß es der Dien mit schlecht ergehe.

Der Alte hatte das fest versprochen, allein bald herausgefunden, daß es nicht so leicht sei, eine lebensfrische Dien zu behüten, wie etwa eine Lieblingskub. Denn die Buben im Ort waren hinter der Monika her wie narriert und wenn diese auch tapfer allen Widerstand, so konnte, wie sich der Matthias sagte, doch der Teufel eines Tages sein Spiel machen.

Und als er an einem Kirmestag wieder einmal von seinem Tisch in der Ede des Wirtshausfaales aus dem Tanz der Jungen und Alten zuschaute und sah, wie die Burschen, vom Kerger der überigen Weibchen, sich nur um die Monika drängten und diese aus einem Arm in den anderen slog, da überkam ihn ein Gedanke so plötzliche so selbstherrlich, daß er unwillkürlich sein rothfarbtes Schnupftuch herauslangte und sich damit seinen schon stark taubgewordenen Schädel abwischte.

„Nehas, Nehas!“ murmelte er vor sich hin, „wenn das ginelt, das wär scho's a Scheiß!“ So war i all meiner Sorge los um die Dien. Freilli werden's lachen im ganzen Ort und mit an alten Narren hoffen, aber dös scheert mi nix. I bin mein eigner Herr, hab nit Kind, nit Kegel, und wenn nur die Monika ni nimmt, dann kann mir die ganze andere G'sellschaft den Buidel runter rutschen.“

Und die Monika nahm ihm wirtlich. Denn sie war ein g'cheites und praktisches Dienbl, und als sie am anderen Morgen nach dem Kirmestag der Bauer in seine Stube rief und sie ohne lange Vorrede fragte, ob sie seine Frau werden wolle, da war sie freilich zuerst erschrocken. Als der alte Matthias ihr aber in seiner gutmüthigen Weise auseinandersetzte, wie er so ganz allein in der Welt dastehet, ihrer sterbenden Mutter versprochen habe, über sie zu wachen und glaube, solches nit besser thun zu können, als wenn er sie heirathe und sie zu seiner Erbin made, da hatte sie sich gar lang nit 'binnen, hatte ihm die Hand gereicht und geantwortet:

„No, wann's ni moaght, mol'n mer's in Gottesnamen miteinander veruchen.“

Und es war ganz gut gegangen. Anfangs hatte man im Dorf allerdings über das ungleiche Paar viel geredet und gespottet, allein da so kannlich alles ein Ende nimmt, so auch das feste Gerede. Die Monika bildete sich rasch zu einer tüchtigen Bäuerin heran, hielt Haus und Hof in Ordnung und war ihrem alten Matthias ein braves Weib, so daß es vielen noch einmal wie herbstsonnenklar überkam, von dem er früher abglos nit nichts verpüht hatte.

Langt freilich sollte er sich seines Glückes nit erfreuen — nur fünf ture Jahre, während welcher Zeit sie friedlich und gemüthlich mitammen gelebt hatten, ohne daß sich eine 'bondere Liebesleidenschaft zwischen ihnen bemerkbar gemacht hätte. Derlei zu verlangen, war der Alte viel zu klug, er wußte, daß junges Blut sich zu feinesgleichen aufschließen muß, und so hatte er denn auch noch im Sterben der Monika, die weinend an seinem Lager lag, gerathen, sich, wenn erst die übliche Trauerzeit vorüber sei, wieder einen braven Mann, aber ja keinen zu nehmen, den sie nicht so recht zum Freuchen lieb habe.

„Es ist Zeit, daß d' auch mal was für's Herz kriachst, armes Mädel!“ meinte er, „hast dich so lang mit mit allem Halloddi rumplagt.“

Und dann schielte er, während die Monika seine erkarende Hand hielt, ruhig ein und ließ die einrige Tageslöhnersbirn als reiche Bäuerin zurück.

Ein Jahr lang hat sich die Monika, soweit ihr dies ihre Wirtschaft zulaute, in einer gewissen stillen Zurückgezogenheit auf ihrem Hof g'balten und nur selten sah man sie in dem etwas abseits liegenden Dorf. Aber die rechte Kuh hat's deshalb doch nit gefanden, denn noch waren keine sechs Wochen über dem Begräbniß ihres alten Matthias hinweggegangen, da hellen sich schon jene tüchtigen Männlein und Weiblein bel ihr ein. Neben seine Trauer, und sei sie noch so echt, bellig ist die Heirathswürdigerin und Vermittlerin. Die junge Kapellbauerin als einen absonderlich feinen Burschen erachteten, den sie gar gern schlacht hätten. Erst vereinigt und jauchzend, dann süßselig und zaarhaft, hatte sie sich eingelunden

und der Witwe alle möglichen und unmöglichen Kandidaten vorgeschlagen. Allein die Monika ging nit auf den Vorschlag ihrer honig süßen Worte. Und wenn sie sich auch sagte, daß sie auf dem Hof auf die Dauer nit allanig haufen, sondern einen Mann zur Seite haben müsse, so sollte dieser Mann doch kein anderer für sie ausfinden, am wenigsten so a dalketer Ladel oder a Weisperson, die sie um Percenten verhandeln wollten. Selbst wollte sie sich ihren künftigen Jhrigen aussuchen, für's Herz wollte sie was haben, wie ihr alter Seliger ganz richtig bemerkt hatte, und es dauerte lange, bis dieses Herz sich endlich in die Sache mischte und zwar zu Gunsten eines Burschen, der just der letzte g'wesene war, den ihr die Eheschlichter vorgeschlagen hätten.

So um die Mitte ihres dritten Wittwenjahres war der Franzel Gungler als Obernecht auf den Kapellenhof gekommen. Ein stattlicher Bursche mit ehelichen, blauen Augen, gab er sich im persönlichen Umgang mit ihr so a bissel schüchtern und redhsal, während er im Dienst gar energisch war und selbst den ehelichen Ochsentnecht, mit dem noch keiner fertig geworden war, binnen einer Woche klein gekriegt hatte, so daß er ihm förmlich aus der Hand kraf. Und je mehr die junge Kapellbauerin auf den Franzel achtete, desto besser gefiel ihr das ruhige, fleißige Anecht, dessen ganzes Wesen danach angethan war, daß es mal einen richtigen Hofbauer — und Ehemann abgeben könnte. Erst wies sie freilich diesen Gedanken weit von sich, denn wenn sie auch just nit hochmüthig war, so war ihr doch das Geld schon a bissel z' Kopf g'hienen und erst nachher, als sie sich regeltrecht in den Franzel verliebt hatte, fiel ihr nit einmal ein, daß sie selbst so ein blutarmes Häschel gewesen war. Aber was half ihr diese Erkenntniß? Der Franzel that zwar seine Pflicht und Schuldigkeit so ganz nach ihrem Sinn, daß er ihr jeden Wunsch an den Augen abah und Tag und Nacht zu ihrem Dienst bereit war, wie keiner vorher — im übrigen aber hatte er so gar nichts von den Mannseuten an sich, die ihr wenigstens doch mal ein freudliches Wort sagten und ihr zu verheßen gaben, daß sie ihnen wohl gefiel.

Aber wenn die Bäuerin glaubte, daß der Franzel sich nit um sie kümmern würde, soweit 's nit seinen Dienst anging, dann war sie auf dem Holzweg. Der war nit weniger verliert in sie, wie sie in ihn, aber als rechtlichaffener Bursch sagte er sich, daß es sich für einen armen Anecht nicht ziemt, solches seiner reichen Hoffrau gegenüber merken zu lassen.

Eine merkte es doch — die alte Kreszens, die Obermagd, die schon seit Dims Zeit auf dem Kapellenhof war und die Monika schon kannte, als sie deren arme Mutter noch im Grastuch auf'm Buidl trug. Die Kreszens war ein gute, aber auch eine genügte Person. Sie legte an Winterabenden den Hofleuten die Karten und sagte wahr aus dem Kaffelag, und der ganze Hof schwur auf ihre Sprüch und nannte sie eine alte Heze — freilich nur in gutem Sinne.

Die Kreszens nun hatte längst gemerkt, wie es um die zwote Hand und da sie dem braven Obernecht gut war, so hätte sie's nit schlecht g'freut, wenn die Monika ihn zum Hofbauer g'macht hätte. Und wie sie eines Morgens ganz allanig mit der Bäuerin in der Kuchel war, da brachte sie so schlaue die Red' auf den Franzel und lobte ihn derart über den Schellenköp, daß der verliebten Monika das Herz auf und der Mund überging und sie sich der Alten, die immer gemüthlicher wie eine Mutter zu ihr g'wesen war, an den Hals warf und ihr halb lachend, halb weinend erzählte, wie gut sie dem Franzel sei und wie gern sie ihn zum Mann möcht, wenn der Halloddi nur im g'ringsten danach thät.

„Ra i glaub scho, daß 'r möcht, aber er traut si nit!“ meinte Kreszens.

„Du glaubst?“ rief erfreut die Bäuerin. „Na, warum traut 'r sich deren nit?“ „Ra Gott, die Mannseuten san doch sunst nit so zaa!“

„Der Franzel ist aber nit so wie die anderen“, antwortete die Kreszens, „und da mußt halt du scho a Wort' mit'n reden.“

„Ach, du moaght wohl, ich soll mich dem Quaden anbieten“, rief die Bäuerin. „I na, sowas gib's nit, Kreszens, un wann i mei Lebtag loan Moan mehr kriagel!“

Einen Augenblick schwieg die Alte, dann sagte sie:

„Ra, woanht 'n wirt! gern host, Bäuerin, dann will i mit 'n reden. Ra, nu, du brauchst nit lei zu erschrecken, Er soll nit erfahren, daß du um die G'schicht wachst, verlach di drauf. Aber ausborden will i den Franzel un dann sollst erfahren, wie's mit'n steht.“

Und damit trennten sie sich.

Am Abend desselben Tages, die anderen waren schon zu Bett, lagen noch spät der Franzel und die Kreszens in der Wohnkub. Der Bursche tauchte seine Weife und schaute melancholisch in das Feuer des großen Kamins, die Oberdorn lezte sich die Karten und blinzte von Zeit zu Zeit nach ihrem Gefährten hinüber.

„Schau, schau“, rief sie plötzlich so laut, daß der Franzel erschrocken aufsprang und fragte:

„Ra, woas hast 'n, Alte?“

„A Liebespaar is im Haus“, ant-

Neujahrs-Grüß.

Im Januar sei Lebensfroh,
Im Februar zufriedene,
Der Monat März bescheere die
Das reiche Glück besiederend!

Verleb' in Wonne den April,
In Seligkeit den Mai,
Im schönen Juni sei vergnügt,
Im Juli sorgenfrei!

In ungetriebener Heiterkeit
Verbringen den August,
September sei die Quelle dir
Von freudreicher Luft!

Oktober schaff' dir Wohlgerchen
Und Segen der November —
Bild' auf ein Sonnenjahr zurück
Am Rechten vom Dezember!

wortete die Kreszens, auf ihre Karten deutend.

„Soll glaub i scho“, sprach lachend der Bursche, zu der Oberdorn tretend und neugierig die Karten betrachtend. „Es können auch ihrer zwoo oder dreie san, bei die Menge G'sind.“

„Aber die zwoo, do in die Karten, san a ganz apartes Paar“, erwiderte ernsthaft die Kreszens. „A jedes hat den andern gern und koaner traut sich so zu lagen. Ja un was siech i denn do? Die Kane is ja unsere Bäuerin, die — Monika!“

Der Franzel wurde plötzlich ganz blaß.

„Woas — woas“, fragte er erregt, „die Bäuerin hat oan Lieben?“

„Sie hat schon oan“, antwortete die Alte, „aber der Ladel traut sich ja nit z'reden. Viellecht moant er, sie soll ihm z'erst kinnen.“

„Dös schon nit“, entgegnete eifrig der Bursche. „Aber viellecht is 'r so zag, weil 'r niedrig is un arm. Schau, Kreszens, unfer aaner hat auch sein Ehrgefühl un nit um die Welt möcht i zu der Monika hin treten un laagen: I hab di lieb, willst ni zum Man?“

„Ach, du Halloddi“, sprach lachend die Oberdorn, „du also bist der Liebste, der nit reden mag?“

„Na freilich bin i's“, entgegnete der Franzel traurig. „I hab sie ja so viel lieb, schon so lang, Kreszens, aber schau, wo soll a armer Anecht die Traut herkrigen, um die Kapellbauerin z' freien. Ach, i hab scho oft g'lesen wie so aan armer Teufel aan Schwaaz g'unden hat — viel Gold und Silber — saggt, Kreszens, wann mir dös mal passirt, do sollst mit scho reden hören bei der Monika — aber, du lieber Gott, an unfer aanen kimmst du was nit nit.“

Die Oberdorn schaute den Burschen, der sich wieder auf die Ofenbank niedergelassen hatte, von der Seite an, dann meinte sie listig:

„An Schaz willst finden? Ja, mei Liaber, da bucht 'n doch z'erst suchen. I wisset scho aanen, wannt mi nit verrathen willst un den Muth hast ihn z'haben.“

Der Bursche war aufgesprungen. „Muth hab i scho“, rief er, „aber du frozgestst mi doch nit — gelt?“

„Ra, da“, antwortete die Kreszens, „i red in Ernst, höre nu zu.“

Und nun erzählte sie dem erregt aufstehenden Franzel eine gar schauerliche G'schicht von einem großmächtigen Schaz, der in der alten Kapelle im Gutschloß begraben liege. Alle drei Jahre in der Witternachtstunde der Sylvesternacht, un just in dem Jahr, selbe der Schaz aus der Erde, bewacht von einem schwarzen Hund mit feurigen Augen. Und wer es wage, um diese Stunde die Kapelle zu betreten und den Hund mit einem Spaten unter Anrufung der heiligen Dreieinigheit zu verdrängen, dem fielle der Schaz zu und er könne damit schalten und thun nach Gefallen.

„Ra, übermorgen ist Sylvester, häßt scho die Kuraschi dich mit dem Hund einz'laffen?“, fragte die Alte, als sie ihre wunderliche G'schicht zum besten gegeben hatte, den Franzel.

Dieser aber antwortete:

„Mit 'n liebhaftigen Satan, wenn's gilt, die Monika z' kriagen! I dank dir Kreszens, un dein Schaden soll's nit san, woan i den Schaz heb.“

Damit stillzte er hinaus, die Oberdorn aber lachte ihm verächtlich nach und dann schliefte sie in die Schlafkub der Bäuerin, mit der's noch 'n lange Zwiegesprach hielt.

Der Schnee fiel in dichten Floden, als in der Sylvesternacht, kurz vor 12 Uhr, der Franzel über den Hof wuschte, mit Weil und Spaten beauftragt, um sein Schatzgräberarbeiten zu versehen. Freilich war ihm nit absonderlich wohl zu Muth bei dem Gedanken, den Kampf mit dem schwarzen Hund mit den Feuerzungen aufzunehmen, aber es galt ja die Dersalberlechte zu gewinnen — also

in Gottes Namen! Als aus der Dunkelheit das verfallene Gebäude auftauchte, das jahraus, jahrein kein Mensch betrat, kugte er, denn aus dem Fenster bliete ein Lichtstrahl. Vor Aufregung zitternd, trat der Bursche näher und tastete nach der Thüre, die er zu erbrehen gedachte. Doch, was war das? Sie war nur anaehnt und als er sie entschlossen aufstieß und einen Blick in den erleuchteten Raum warf, fuhr er bestrocken zurück, denn statt des gespenstlichen Angeheuers, das er erwartet, hand auf den morschen Altarstufen, mit schämig niedergeschlagenen Augen, die Bäuerin und hinter ihr die alte Kreszens, die leim Anblick des verblüfften Franzel laut aufschachte und ihm entgegen rief:

„Na, du dalketer Bua, wie g'fallt dir der Schaz? Gelt, du schauft? Und der Hund mit die feurigen Augen bin i — aber i möcht' mer schon ausbitten, daß b' mi nit derschlagst!“

Was aber jetzt nachkam, mag sich a jeder selbst ausdenken. Nur noch soviel, daß, als die Dorfwehr den Anbruch des Neuen Jahres ankündigte, es keine glücklicheren Menschen gab, als die Monika und ihr Franzel.

In der Sylvesternacht.

Skizze von M. Stadler.

Wir haben die Glasflammen aus- gelöst bis auf eine, deren Licht durch den dämpfenden grünen Seidenfächer schimmert. Die Gäste sind fort; über der blumengeschmückten Tafel scheint noch ein feines Glitzerflämmchen zu schweben und von der Straße her schallt ab und zu lautes fröhliches Rufen durch die Neujahrsnacht. Unsere beiden Mütter sind zur Ruhe gegangen, das ganze Haus schläft; bisweilen nur dringt aus der Küche ein halbumterdrücktes Rächern: die Mädchen versuchen aus dem Weil die Erfüllung ihrer Herzenswünsche zu lesen. Wir beide sitzen in der Küche auf dem großen behaglichen Sofa mit einem leichten Glas und einer leichten Cigarette, mein Vetter Felix und ich. Wir sind in's vertrauliche Schwagen gekommen, wie es sich für ein paar alte Spielkameraden gehört, und gedenken halb lachend, halb wehmüthig der Zeit, da wir beide zusammen hinter die Schule gingen, der schone stille Junge und ich, ein knabenhaft wildes Mädel. Wie wir Räuber und Prinzessinnen spielen oder Brautpaar, wobei ich lange Muskatgärten hinter mir herzog und Schlingpflanzen durch das schwarze Kraushaar wand, das immer nit reifer werden wollte. Und einmal, wenige Jahre darauf, als wir bei einer fröhlichen Familienhochzeit im allgemeinen Jüdel einander lüchlig kühten, entdedten wir, daß wir wohl früher für den anderen so etwas wie die „erste Liebs“ bedeuteten.

Da aber hat uns das Schicksal getrennt, und nur in großen Pausen, lelkener und lelkener sind wir im Laufe der Jahre auf des Lebens Wandwege einander wieder begegnet, um ein paar flüchtige Gruesworte zu tauschen, und ein breiter Silberstreifen an den Schläfen erzählt von schweren Tagen und trübseligen Nächten. Ich habe meinen Gatten und mein Kind verlohren und mich von Herzen müde bekräft, eine alte Frau von — 70 Jahren, bis es mit alana „aus meinen großen Schmerzen“ meine Wärdern und Lieber zu machen, bis ich bearrt, daß nur der das hohe Glück des Menschenlebens erkant, der tief und schwer gelitten hat. Und der alte harte Jugendmuth, die alte Lebensfreude erkant sich wieder, die mit in guten Zeiten oft die Bruch zerprengen wollte, so daß ich es lernte,

mit selbst eine Welt zu schaffen und das Schicksal, das mich hatte zerbrechen wollen, in meinen Dienst zu zwingen.

Und wie wir hier beide allein sitzen, während der matte Lampenschein das große prächtige Zimmer mit all seinem kostbaren Hausrath an schweren, geschmückten Eichenmöbeln, dichten Emptenepieppen und zierlichem Vier-Tage auf Kredenzschrank und Wandbrettern, in mildes Dämmen küßt, fühle ich ein tiefes Mitleid für den Jugendfreund heif mich überfluthen, dem das Schicksal, indem es ihm große Gefühle misgönnte und große Leiden erpartete, durch keine Alltagsbürger die Kräfte blänzte, so daß er es nicht versteht, das Glück in seine Arme zu reihen, sondern wie früher seitab steht beim lustigen Treiben der anderen, um mit lebhaftigen Blicken herüberzuschauen!

Und ich denke daran, daß mir oft zu Muth ist, als könnt' ich, dem Atlas gleich, eine Welt der Schmerzen umgebengt auf die Schultern nehmen und dann dem Schicksal lachend zurufen: „Ach bin doch noch härter als du!“

Und eine große Sehnsucht überkommt mich, ein heißes, tiefes Wünsch, dem treudelosen Mann neben mir die Sonne zu zeigen, die er allein nit findn kann, ihm das Lachen unferer Kinderjahre wieder zu lehren, ein Glück schaffen, erkämpfen, erzwingen zu wollen und müht' ich's von den Sternen herunterholen! Und ich streue mich der Vorzüge, die mir in bekründeten Kreisen nachgerühmt werden, und mein Herz schlägt rascher. Denn aus den Rauchwolken der Cigarette sehen mich freundliche Gesengeiten grühen an — die lang entflohenen Geister der ersten Liebe!

Mein alter Spielgenof muß irgend etwas von meinen leisen Seelenregungen gewahrt geworden sein; vielleicht auch, daß ihm ebenfalls die wunderlichen Sylvestergesichte etwas von der Weichheit und traumhaften Stimmung gegeben haben, die solchen Stunden leicht Gefährten sind. Jedenfalls fangen wir halb im Erden, halb im Scherz davon zu reden an, wie es war, wenn wir uns nun doch noch betrauten.

„Ach glaube fast, Kind“, sagt er fragend, „bei aller Hochachtung vor deinen Gaben und Kenntnissen, für die Ehe bist du verdoeben, durch Selbstständigkeit und Erfolge.“

„Ich ich glaube, eine große Liebe, ein volles edles Menschenblut wäre mir tausendmal mehr werth, als das, was du „Selbstständigkeit“ und „Erfolge“ nennst — ein klägliches Surtout!“

Ich spreche diese Worte sehr sicher und überlegt. Aber als ich sie gesagt habe, fühle ich, daß sich ein leiser Zweifel in mir regt. „Eine große Liebe“ — kann sie denn den Alltag ertragen, der so schwer zu drücken vermag mit all seiner erbärmlichen Kleinlichkeit? „Ein volles edles Menschenblut“ — heißt das nicht: untergehen im engen Sorgen, im geistlichen Hunger und körperlicher Ueberfättigung?

Guter Appetit.

Der härteste Eifer unter den Prinzen von königlichem Geblüt ist unterschieden der Herzog von Connaught. Aber öglicher und ungläubliche Mengen verüben kann, scheinen ihm die Speisen keinen besonderen Durst zu machen, denn er trinkt niemals Wasser, jedoch auch nicht viel Alkohol. Wie andere Leute sich vielfach für die Nacht ein Glas frischen Wassers an's Bett stellen lassen, damit sie während der Nacht nit vom Durst gequält werden, wird dem Herzog von Connaught allabendlich ein kaltes Hahn von respektablen Dimensionen auf das Nachtküschchen gestellt, von dem in der Regel nur noch einige Knochen übrig geblieben sind, sobald der Morgen graut. Außer seinen fünf Mahlzeiten per Tag, und diese fallen reichlich aus, nimmt der Herzog noch zwei Mahlzeiten per Nacht. Die erste besteht in dem „Eis-Ähr-Eis“, der zur Sicherheit durch einige substantielle Gerichte, wie Schinken, Colelette ufm. verhäßt wird, und die zweite in der oben angeführten Sättigung im Bette.

Mein Freund sieht mich erwartungsvoll an, während er überrascht fragt: „Du würdest wirtlich auf deinen Beruf, die Bethätigung deines Talents vollständig verzichten können? Nichts sein wollen als Hausfrau und Gattin?“

„Wenn ich bei mir selbst und bei dem Werth an ein großes, Alles be- wohnendes Gefühl glauben könnte — dann ja!“ sage ich nach einer langen Pause. Und im Fluge jagt blitzesge- schnell eine Reihe Bilder an meiner Seele vorüber: Der trauliche Schreib- winkel daheim in meinem Arbeits- zimmer, mit seinen großen Fenstern, durch die man Berge und Himmel sehen kann, seinen hohen Blattplatten und weichen Kissen, die Bilder- der Dichter und Komponisten über meinem geliebten Instrument, die mächtigen Bücherchränke an der Wand, meine Schüler in hüttlicher Zucht und endlich die frohen Wanderungen mit Rucksack und Alpstock in goldener selbsterwerbener Freiheit!

Und das alles hingeeben für ein Leben in den engen vier Wänden, im ewigen Einzelel, keiner selbstbestimmten Ziele mehr, kein Streben nach so schwer Erreichbarem: alles bequem, behaglich, sorgelos, einschlafend, geisttödtend!

Die große Standuhr in der Ecke heft zum Schlage aus. Und wie tauschen beide ihrem hallenden Klang, der langsam, langsam dahinführt im dumpf dröhnenden „Eins“. Die Stunde der Geister ist zu Ende und auch diejenigen verwehen, ein flüchtiger Spuk, die sich „Jugendträume“ und „Erinnerungen“ nennen.

Ich erbeide mich müde, und mein schwarzes weifies Kleid schleppt über das Parkett. „Du hast wohl recht, ich posse nit mehr basie, denn den ver- lörenden Glauben fände ich nit mehr.“ sage ich lächelnd, aber es ist mir bitter ernt unumth. Und trost- dem wir uns fröhlich und heiter trennen, wissen wir, daß in dieser Syl- vesternacht auch die Schicksalsgattin an uns vorüberging, die unser beider Lebensfaden in der Hand hielt, um sie gleichmüthig aus den Winzern gleit- zu lassen, als wir zuwanderten, sie verknüpft zu leben. Und wir wandern weiter, jedes ohne Strahe, die „große Sehnsucht“ und den „großen Zweifel“ zu Wandergewissen erwählend.

Die gekohlten Del-Briefe.

Beim Kartenspiel ist Nachspielen, worunter man die gegenseitige Kritik der Teilnehmer versteht, nicht gerade angenehm, wiewohl für die Umstehenden und Abgabe eine recht prächtige Unterhaltung. Die Spieler aber können es gemeinlich nicht lassen. So geht es auch in der Politik. Wenn ein Wahlresultat längst bekannt ist, gibt es immer noch Leute, die eine Postmortem-Untersuchung für guten Zweck halten. Und demgemäß gibt es noch mancherlei Erörterungen. So zum Beispiel ist in Juriscentreisen die Frage aufgeworfen worden, wie sich die Justiz zu den heftigsten Entschuldigun- gen stellen sollte, die nachweislich auf Diebstahl von Dokumenten im Privat- besitz beruhen.

Ein Brief ist, laut juristischer Defini- tion, literarisches Eigenthum, das dem Schreiber gehört und das der Offent- licheit zu übergeben weder der Emp- fänger noch sonst irgend jemand ohne des Schreibers Zustimmung ein Recht hat. Die hiesige Rechtspflege fußt da- bei, wie durchweg, auf englischer Recht- sprechung, aus deren Präcedenz- Erfah- rungen sich das als Grundfatz ergeben hat. Auf Grund dieser sind mehrfach Inhaltsbefehle gegen Veröffentlichung privater Korrespondenz ohne Ermäch- tigung erlassen worden. Auch gilt als festgehalten, daß unerlaubte Veröffent- lichung zu Schadenersatz berechtigt, da- gegen ist es nicht so klar, ob wegen des Diebstahls oder der Annahme des ge- stolzen Eigenthums kriminelle Klage erhoben werden kann.

Das Strafgesetzbuch des Staates New York, wo das Vergehen statfand, bestrift Diebstahl als die widerrecht- liche Wegnahme von persönlichem Ei- genthum oder irgend eines Werth- objektel. Der Mann, der die Briefe stahl, mag demgemäß schmer zu verurtheilt sein, weil ein Werth derselben an sich nit zu nachweisbar ist. Kaufmännische Korrespondenz kann eben nur relativen Werth haben. Die Thatfache aber, daß Herr Heardt Geld, und vermutlich viel Geld bezahlte, um der Briefe habhaft zu werden, muß natürlicherweise den Werthbeweis mit sich bringen. Nach dem Gesetzbuch ist das Stehlen von Briefen und anderen privaten Papieren nur ein Vergehen, nicht ein Verbrechen, für welches keine Unterabewidung ins die vorliegenden juristischen Erörterungen die Erklärung schuldig bleiben. So- mit wäre Heardt heimlich für ein Ver- gehen zu belangen und dem Strafgesetz verantwörtlich. Nach dem unange- nehmen Aoder der Moral wird die öf- fentliche Meinung schon abgewartet haben. Es gibt Unterschiedel in den Kor- respondenzen. Der Mann, der in der Offentlichkeit steht, wird auch thun, wenn er sich der Wahrung Blaines er- innert: Verbrennt den Brief. Den Vertrautmagnaten wäre es jedenfalls sehr willkommen gewesen, wenn sie auch die Kopierbücher verbrannt hätten. Das Freigefühl, die Finger von Ge- heimnissgeheimnissen davon zu lassen, deren Verath von allgemeinem Nutzen sein könnte, hat nicht jeder und wenn der Fried die Mittel heiligt, darf Heardt sich sogar etwas auf seinen Ein- bruch in die intimen Angelegenheiten der Standard Oil Co. einbilden.

„Guter Appetit.“

Der härteste Eifer unter den Prinzen von königlichem Geblüt ist unterschieden der Herzog von Connaught. Aber öglicher und ungläubliche Mengen verüben kann, scheinen ihm die Speisen keinen besonderen Durst zu machen, denn er trinkt niemals Wasser, jedoch auch nicht viel Alkohol. Wie andere Leute sich vielfach für die Nacht ein Glas frischen Wassers an's Bett stellen lassen, damit sie während der Nacht nit vom Durst gequält werden, wird dem Herzog von Connaught allabendlich ein kaltes Hahn von respektablen Dimensionen auf das Nachtküschchen gestellt, von dem in der Regel nur noch einige Knochen übrig geblieben sind, sobald der Morgen graut. Außer seinen fünf Mahlzeiten per Tag, und diese fallen reichlich aus, nimmt der Herzog noch zwei Mahlzeiten per Nacht. Die erste besteht in dem „Eis-Ähr-Eis“, der zur Sicherheit durch einige substantielle Gerichte, wie Schinken, Colelette ufm. verhäßt wird, und die zweite in der oben angeführten Sättigung im Bette.

Apphoriomen.

Nicht der ist auf der Welt verwaist, Dem Vater und Mutter gestorben, Sondern der für Herz und Geist Keine Lieb' und kein Wissen erwor- ben.

Große Talente sind wie große Liegende Güter; sie lassen sich nicht zu jeder Zeit gehörig verwerten.

J. J. Mohr.

Mancher läßt nichts gelten, um selbst etwas zu gelten.

Schmerzliche Ausrufe.

Kindermädchen das vor Ratten in eine mit Kindern hart abgemete Po- mme einzutreten ist, als sie vom Spielplatz heimgehen will: „Deute klapp mir's mit den Kindern wieder mal gar nicht; erbt hatte ich eines zu wenig, und jetzt habe ich wieder eines zuviel!“